

Reisläufer bezeichneten Söldner; *Abb. 2*) vermitteln hier etwa die Hälfte aller Brunnenfiguren kriegerische, zumindest aber wehrhafte Botschaften.

Als Auslöser für diese neue Söldnerikonographie – zeitgleich von Niklaus Manuel Deutsch in seinen Bildern berühmt gemacht – hat die Forschung immer schon das neue Selbstbewusstsein der Eidgenossen benannt: Nach den siegreichen Burgunder- und Schwabenkriegen hätten sie stolz auf ihre Wehrhaftigkeit und Unbesiegbarkeit verwiesen. Dass das militärisch expansive Bern dabei einen martialisch-überheblichen, Freiburg hingegen einen allegorisch-zurückhaltenden Ton angeschlagen habe, deuten die Autoren jetzt als Beleg für die unterschiedlichen politischen Machtansprüche beider Städte (Bd. 1, 304–305).

Mit diesem Corpus ist es nicht nur gelungen, den Freiburger Skulpturenbestand umfassend aufzuarbeiten und der Forschungsdiskussion zum Thema neue Impulse zu geben – das Werk trägt zudem maßgeblich zu einer Weitung des Blicks von den hinlänglich erforschten süddeutschen Zentren auch auf eher vernachlässigte Bereiche des mitteleuropäischen Kulturraums bei.

DR. MARTIN HIRSCH
Staatliche Münzsammlung München,
Residenzstr. 1, 80333 München,
martin.hirsch@staatliche-muenzsammlung.de

Ein Lebenswerk in Briefen

Dieter Wuttke (Hg.)

Erwin Panofsky: Korrespondenz 1910 bis 1968. Eine kommentierte Auswahl in fünf Bänden. Bd. 1: Korrespondenz 1910–36. Bd. 2: 1937–49. Bd. 3: 1950–56. Bd. 4: 1957–61. Bd. 5: 1962–68. Wiesbaden, Harrassowitz 2001–2011. Pro Band: € 180,00

Mit berechtigtem Stolz zieht der Herausgeber der Panofsky-Korrespondenz im 5. Band eine Bilanz: „Die gesamte Auswahl-Ausgabe der Erwin-Panofsky-Korrespondenz hat einen Umfang von alles in allem 6942 Seiten. Es werden 3848 Briefe ediert, 93 davon als Faksimiles. Das sind rund

14,3% der dem Herausgeber bekannt gewordenen Überlieferung von 27 000 Briefen oder rund 12,8% der vermuteten Gesamtüberlieferung von 30 000 Briefen. Nur ca. drei Prozent des Materials stand verstreut gedruckt bisher zur Verfügung. Die Bände enthalten 322 gezählte Abbildungen.“ (V, S. XII) Tatsächlich ist das Auffälligste an dieser Briefedition die statistische Masse, die zumeist aus Archiven in Washington, Princeton, sowie aus zahlreichen anderen Quellen zutage gefördert wurde.

ALLES PROMPT BEANTWORTEN

In den Geisteswissenschaften wird man wenige bedeutende Gelehrte finden, deren Briefe in diesem Umfang veröffentlicht worden wären. Immerhin ist Rankes Korrespondenz auf sechs Bände angelegt. Die zehn Bände der Briefe Jacob Burckhardts gehören kaum einem Fachgebiet. In der Kunstwissenschaft sind Alfred Lichtwarks 20 Briefbände an die Kommission für die Verwaltung

der Hamburger Kunsthalle anders gedacht: Sie haben *einen* Adressaten und einen Zweck. Gustav Paulis Briefwechsel mit Max Liebermann oder Julius von Schlossers Briefwechsel mit Benedetto Croce bieten jeweils einen freundschaftlichen Gedankenaustausch, wie die Korrespondenz mit dem amerikanischen Schriftsteller Booth Tarkington, die Panofsky selbst 1948 in einem Band herausgab. Heinrich Wölfflins große Briefschaft ist in knapper Auswahl in einem Band erschienen. Aby Warburgs Briefe werden in den Gesammelten Werken auf zwei Bände komprimiert werden, würden aber wohl, bei entsprechend großzügigem Maßstab, dem Umfang nach der Korrespondenz von Panofsky gleichkommen.

„Ich habe viele Fehler, aber eine grosse Tugend, nämlich Briefe immer sofort zu beantworten“, so schreibt Panofsky am 11. Januar 1939 an Fritz Saxl (II, 179). Aus dieser Tugend, „mit schrecklicher Promptheit“ zu antworten, wie er gerne mit Fontane sagt, ergibt sich ein Grund für die Briefmasse: Es blieb nichts liegen und kam nichts weg.

Die inhaltliche Struktur der Briefe wandelt sich in den zwei entscheidenden Lebensabschnitten an den beiden fixen Orten, die Panofsky gleichermaßen mit „Paradiesen“ vergleicht, in Hamburg und Princeton. Die frühe Korrespondenz aus der Studienzeit mit Kurt Badt stellt gleichsam eine Übung in freiem Denken dar. Die Briefe aus der Hamburger Zeit sind zumeist aus einem philosophischen, ästhetischen oder fachlichen Klärungsbedürfnis verfasst worden; in ihrer Niederschrift sucht Panofsky selbst gestellte Probleme zu bewältigen. Sie befassen sich mit aktuellen Namen und Themen und diskutieren etwa mit Dagobert Frey methodische, mit Hermann Beenken Begriffs- und Strukturbestimmungen für die romanische Plastik. Aber auch mit Schülern wird ein reger Gedankenaustausch gepflegt, und wenn Panofsky um einen Listenvorschlag gebeten wird, sind seine Vorschläge sorgfältig bedacht (V, 29). Die Briefe kommen im allgemeinen aus einer inneren Notwendigkeit zur Klärung der eigenen Stellung im Fach und in der Welt zustande.

ORAKELBEFRAGUNG IN AMERIKA

In der amerikanischen Zeit verändert sich diese Form brieflichen Austausches allmählich: Panofsky ist fast nur noch eine gefragte, reagierende Instanz. Zwar erreichen die Korrespondenzen mit dem Naturwissenschaftler Wolfgang Pauli, mit Margaret Barr, mit Meyer Schapiro und Fritz Saxl oder William Heckscher, aber auch mit dem Musikwissenschaftler Edward Lowinsky einen bedeutenden, zuweilen hochphilosophischen Rang. Die Masse der Briefe jedoch besteht mehr und mehr aus Antworten. Sie spiegeln die wachsende fachliche und intellektuelle Autorität; 1961 sieht Panofsky sich nur noch auf „die Beantwortung ikonographischer Anfragen aus allen Ländern der Welt“ beschränkt (IV, 1055). Über weite Strecken gewinnt man den Eindruck, dass man es mit einer wissenschaftlichen Auskunftei zu tun habe. Der weltberühmte Gelehrte wird überschüttet mit Sonderdrucken und Büchern, und er behilft sich zumeist mit einem gothischen Schema: Hohes Lob zu Beginn, man sei belehrt – nur einige unbedeutende Ergänzungen („small quibblings“, IV, 222) – schließlich die Versicherung, die Forschung sei bereichert, der Autor möge sich ermutigt fühlen. Wenn die Edition hätte gekürzt werden müssen, wäre bei dieser Textsorte anzusetzen gewesen.

Höchst eindrucksvoll sind jedoch aus amerikanischer Zeit die Hilfsinitiativen für emigrierte Kollegen, vor allem für Walter Friedlaender. Bewegend, wie Panofsky den Bankier Eric Warburg um Hilfe für den erkrankten Schüler Walter Solmitz bittet (III, 924f.). Nobel die briefliche Anhänglichkeit und die nährreichen Lieferungen an den alten Lehrer Wilhelm Vöge in Ballenstedt. Rührend auch die bleibende, helfende Zuneigung zu der Hamburger Haushaltshilfe, aber auch zu seinen ehemaligen Schülern. Diesen gegenüber kommt sich Panofsky wie ein Felsen vor, der von den Schülern wie von Meereswogen mit Moos und Muscheln angereichert wird, bis er alt und modrig aussieht (V, 1061). Ergötzlich, wie für jede Lebenslage ein Zitat aus der Literatur, mit Vorliebe aus Fontane, zur Verfügung steht, um deren Nachweise der Herausgeber keine Mühe ge-

scheut hat. Es kommen hinzu die Hilfen für ausländische und kontinentale Stellensuchende, zunächst in aufopfernder Weise für Emigranten, aber dann auch für den amerikanischen oder deutschen Nachwuchs. Von letzterem bemerkt Panofsky 1951: „Ich verstehe das Deutsch der Jungen nicht“ (II, 1076; vgl. II, 1102), so wie er die deutsche Kunstgeschichtsschreibung zwischen 1933 und 1945 „rein sprachlich nicht verstehen kann“ (III, 181), da die Sprache damals „verunreinigt“ worden sei (IV, 276).

Rückwirkend ergeben sich aus der amerikanischen für die Hamburger Zeit, in der er seine „glücklichsten Jahre“ hatte (IV, 34; III, 876) und zu denen er sich eine „dankbare und durch nichts getrübt Erinnerung“ bewahrte (IV, 131), zwei nicht ganz unwichtige Details. Die von Panofsky öfters brieflich geäußerte Meinung, sein Lehrstuhl in Hamburg sei für ihn über die ganze Zeit des Nationalsozialismus vakant gehalten worden (II, 739), ist nicht zutreffend. Den Lehrstuhl hatte kurz, aber wirksam, 1940/41, Hubert Schrade inne, den Gertrud Bing schon 1937 für einen „Obernazi“ hielt (II, 43), und der sich bald an die Reichsuniversität Straßburg absetzen sollte. Er taufte das „Kunsthistorische Seminar“ nachhaltig in „Kunstgeschichtliches Seminar“ um. Es war der Geist eingezogen, der dazu führte, dass in der Bibliothek den Bücherrücken jüdischer Kollegen ein Davidstern angeheftet wurde.

FINGIERTE HEIMHOLUNG

Eine andere Nachkriegsepisode, die durch einen Brief dieser Edition einen eigentümlichen Nachgeschmack erhält, ist vielleicht charakteristischer. Der Hamburger Universitätspolitik nach dem Krieg wurde oft nachgerühmt, dass der Senator Heinrich Landahl am 18. April 1946 Panofsky „auf Vorschlag der Philosophischen Fakultät“ auf den vakanten Lehrstuhl für Kunstgeschichte berufen wollte: Der Senator würde es „herzlich begrüßen, wenn Sie sich entschließen könnten, auf Ihren alten Lehrstuhl zurückzukehren“ (II, 724; weitere Details im Kommentar V, 1136, Anm. 4).

In Wahrheit hatte Bruno Snell als Dekan der Philosophischen Fakultät bereits am 7. Januar 1946 an Ludwig H. Heydenreich die Voranfrage gerichtet, ob dieser den Lehrstuhl Panofskys einnehmen wolle. Am 4. März 1946 jedoch berichtet der Rektor den Dekanen über eine zurückliegende Sitzung der englischen Militärregierung vom 26.9.1945: „Die englische Militärregierung dringt auf beschleunigtes und energisches Handeln: *alle* Gelehrten, Professoren, Dozenten und Assistenten sollen zurückberufen werden.“ Der Dekan leitet schon fünf Tage später weisungsgemäß eine Liste an die Behörde mit den Namen der emigrierten Panofsky, Saxl, Tolnay und Wind, welche die Fakultät „gerne zurückgewinnen“ würde. Doch hatte am Tag zuvor, am 8. März, die Fakultät eine Zweierliste mit den Namen Herbert von Einem und L. H. Heydenreich beschlossen und sie mit dem Vermerk versehen, die Fakultät wünsche gleichwohl „auf das herzlichste“, dass Panofsky nach Hamburg zurückkehre. Daraus ergab sich der Ruf an Panofsky durch den Senator Landahl vom 18. April 1946 – wohl auch mit Blick auf die englischen Wünsche. Überraschend aber ist, dass Panofsky aus Princeton an Richard Salomon nach Ohio am 6. April 1946, also zwölf Tage vor Abgang des Briefes des Senators an ihn, schreibt: „Heydenreich wahrscheinlich mein Nachfolger“ (II, 720). Panofsky wusste also, dass man mit diesem längst verhandelte, bevor man an ihn selbst herantrat! Als Heydenreich am 29.8. zugunsten von München absagte, arbeitete man nicht etwa die prominente Emigrantenliste ab, sondern berief am 17.9. Herbert von Einem; nach dessen Absage fand man dann eine hauseigene, durchaus vorbelastete Lösung.

TOTALE KUNSTGESCHICHTE

Die hier wiedergegebenen Briefe geben einen tiefen Eindruck von der humanen Fähigkeit Panofskys zu einer unerschöpflichen Zuwendung, weniger Aufschluss jedoch über die eigentliche Statur des Wissenschaftlers oder über das geistige Universum, über das er verfügte. Von der gewaltigen Gedankenarbeit, die *Early Netherlandish Painting* getragen und ermöglicht hat, ist bis auf zahlreiche

Seufzer und Detailfragen kaum etwas in Briefe eingeflossen. Über die Rezensionen seines *opus maius* bemerkt er, es habe Zustimmung und Ablehnung erfahren, so sei er frei zu wählen. Auch methodische Reflexionen sind in den Briefen kaum zu finden. Auffällig aber ist doch, dass entgegen dem oft zitierten arabischen Grundsatz, wonach „Reflexion über Methoden deren Anwendung“ verhindere, doch eigentümliche Konstanten auftauchen.

Was bewegt Panofsky beispielsweise dazu, sich immer wieder, besonders in späteren Jahren, für einen „Eklektikus“ auszugeben? (z.B. IV, 358f.; V, 93; 632; 652; 735). Giehlow, oder auch Richard Förster, Riegl, Warburg, Saxl sind immer wieder die Vorläufer, die ihm in der Ikonographie vorangeschritten seien, und sie hätten das methodische Erbe geschaffen, das in das 20. Jh. hinein gerettet werden sollte. Nur weil man diese Vorläufer in Amerika nicht kenne, halte man ihn für einen Pionier der Ikonographie (III, 860). Er ist beleidigt, dass Neumeyer ihn als bloßen Ikonographen hinstellt (III, 847). Der Eklektiker, so gewinnt man den Eindruck, strebt im Grunde nach einer Synthese, in die alle methodischen Möglichkeiten eingebracht sein können. Es ist, als verfolge Panofsky eine methodische Monophobie. Vöge leistet ihm mit seinem *Jörg Syrlin der Ältere und seine Bildwerke* (1950) das Ideal einer „totalen Kunstgeschichte“ (III, 94 Anm. 5). An Wolfgang Schöne lobt er die „reinen ästhetischen Kriterien“, die man gegen die bloße warburgische Beachtung der Inhalte reaktivieren müsse (III, 655ff.), „to synthesize, as far as possible, an iconographical approach with the analysis of pure form“ (III, 767).

Dem entspricht, dass er der Galerie der Vorläufer und Vorbilder fast jedes Mal hinzufügt: „aber auch Wölfflin“ (V, 632; 652; 735). Mit *Early Netherlandish Painting*, für welches Buch sich schon Ende 1949 „die Fußnoten z.T. bakterien-gleich zu kleinen Aufsätzen verselbständigen“ (II, 1122), konnte er wohl ein solches Werk „totaler Kunstgeschichte“ geleistet sehen (vgl. III, 783ff.; 831ff.), während in der Fachöffentlichkeit *Gothic & Scholasticism* wegen der zur Geistesgeschichte hingetriebenen Formanalyse die größte Aufmerk-

samkeit erregte. Briefpartner können ihn durchaus auch zu kleinen Essays über alte und neue Themen verleiten, so etwa über den Paragone (II, 635f.; 1084), zur Perspektive (III, 135f.; 375; 651ff.; 759), zu Schönheitsbegriffen (III, 150ff.), zum Protestantismus und dessen Folgen für die Kunst (IV, 622ff.; 957ff.), zur abstrakten Malerei mit neuem Material zum leidigen *sublimus/sublimis*-Problem (IV, 956f. u.ö.), zu den „America“-Personifikationen (IV, 974; 1022ff.; 1036f.) und immer wieder zu Poussin, insbesondere zu dessen „Apoll und Daphne“ (IV, 690ff.); oder auch zur eigenen verfrühten Reaktion auf Wölfflins *Grundbegriffe* (IV, 396; 680ff.).

Man tut der Korrespondenz, wie sie hier vorliegt, nicht unrecht, wenn man sagt, dass sie nur an seltenen Stellen über das hinausgeht, was von Panofsky gedruckt bereits vorlag. Wirtschafts- oder sozialgeschichtliche Einblicke werden mit dem Briefpartner Meyer Schapiro erörtert (II, 74; III, 191ff.; 199ff.) und gelten als relevant, wenn sie sich werkimmanent auswirken (IV, 46); in *Early Netherlandish Painting* sind sie als Spannungsfeld von *High and Low* grundlegend (vgl. II, 878; III, 127f.; 407; 530ff.; IV, 46). Die Fragen nach einem Nationalstil, die für Panofsky von Beginn an aktuell waren, werden für das Dürerbuch relativiert (III, 775f.; 848; 921).

POUR LE MÉRITE

Die Bände finden ein eher bedrückendes Ende durch die überflüssige Ausbreitung der Vorgänge um die Überreichung des Ordens *Pour le Mérite* im Zentralinstitut für Kunstgeschichte in München durch den Historiker Percy Ernst Schramm. Es ist nicht leicht, sich ein klares Urteil über den Grad der Peinlichkeit der Ereignisse zu bilden. Gerda Panofsky hat in ihren *Addenda et Corrigenenda* (in: *Kunsttexte.de* 4/2011-1, <http://edoc.hu-berlin.de/kunsttexte/2011-4/panofsky-gerda-2/PDF/panofsky.pdf>) die Abläufe aus ihrer Sicht plausibel ergänzt und korrigiert. Sie hat ausführlich dargelegt, wie Panofsky von der Rolle Schramms bei der Übergabe des Ordens überrumpelt worden ist. In

Wuttkes Kommentaren waren die Vorgänge etwas entschärft, und er hat dem letzten Band die Dankesrede Panofskys als CD beigegeben.

Aus den Briefen, wie sie hier vorliegen, geht hervor, dass Panofsky in späteren Jahren eine mildere Einschätzung gegenüber nationalsozialistischen Kollegen hatte. Weil er überzeugt war, dass der Nationalsozialismus von den gefühlsbestimmten Mittelklassen getragen war (III, 895f.), müssten eigentlich die universitären Mandarine entlastet sein. Er hat am Ende auch gegenüber Hermann Giesau an die aufgekündigte Freundschaft wieder angeknüpft. Es ist Panofsky sicher verborgen geblieben, dass er von seinem Schüler Niels von Holst, als dem vielleicht strammsten Nationalsozialisten des Fachs, in freundlichen Briefkontakt gezogen worden war. Und obwohl Heckscher Heydenreich für einen Nazi hielt (V, 1118; dazu Anm. 4), sieht Panofsky in ihm ein herausragendes Beispiel dafür, dass „Deutsche, wenn sie nett sind, eigentlich die nettesten Menschen sind, die es gibt“; zudem erinnere er ihn immer wieder an Hamburg (IV, 1096; 1115). Anlässlich des Bekanntwerdens einer jüngst im Zentralinstitut für Kunstgeschichte in München aufgefundenen Fassung von Panofskys Habilitationsschrift wurde das Verhältnis Heydenreichs zu seinem Lehrer erneut kontrovers diskutiert (vgl. das Interview mit Gerda Panofsky und den Bericht von Julia Voß in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vom 31.8.2012, sowie die Texte von Kia Vahland und Willibald Sauerländer in der *Süddeutschen Zeitung* am 4.9. respektive 6.9.2012).

Nach einem geradezu dramatischen Briefwechsel mit Kurt Bauch hält Panofsky sich am Ende „über alles Ressentiment gegen die Nazis und ihr Regime längst heraus“ (V, 809f.) und wollte selbst das Urteil über den „Schwindler“ Heidegger auf sich beruhen lassen (III, 223; IV, 270). Es seien unter jungen Leuten „immer noch die Deutschen [...], die unsre nächsten Freunde sind“ (V, 603). Schramm, den Freund aus Hamburger Zeiten, wegen seines „Kriegstagebuchs“ für das Oberkommando der Wehrmacht einen „Thukydides Hitlers“ zu nennen, verkennt eigentlich beide Historiker. Trotzdem ist durchaus nachvollziehbar, dass

es Panofsky äußerst zuwider war, von der Hand eines zwielfichtigen Ordenskanzlers eine höchste staatliche, also grundsätzlich unbelastete Auszeichnung in Empfang nehmen zu müssen.

Eine eigene Würdigung käme dem Herausgeber zu. Die *Addenda und Corrigenda* von Gerda Panofsky, aber auch von Hermann Hipp (in: *Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte* 88, 2002, 301–306; 90, 2004, 313–319; 93, 2007, 306–311), oder auch alle *Curiosa* und *Eigenheiten*, die sich in die Anmerkungen zu den 7000 Seiten eingeschlichen haben, können nicht die Bewunderung für die editorische Gesamtleistung verdecken: Jeder Name, auch der geläufigste, wird biographisch erläutert; die zahllosen Sachverhalte, die in den Briefen angesprochen sind, werden nach Möglichkeit aus der gegenwärtigen Forschungslage heraus erklärt. Auch wenn man nach wie vor die veröffentlichten Werke Panofskys als vorrangige Lektüre ansehen muss, liegt doch für das Fach hiermit ein zeitgeschichtlicher Rahmen zum Leben und Wirken eines ihrer Größten vor. Gerda Panofsky hat für Wuttkes Arbeit, trotz aller Einzelfehler, die richtigen Worte gefunden: Nach ihr ist die Edition „eine geradezu gigantische Leistung. Die Identifizierung der in den Briefen ange deuteten Publikationen, Vorträge, Ausstellungen usw. sowie der genannten Personen stellt einen ungeheuren und brauchbaren Apparat dar, die edierte *Korrespondenz* ist eine Fundgrube, ein Nachschlagewerk, vielmehr eine Enzyklopädie des 20. Jahrhunderts!“

PROF. DR. MARTIN WARNKE
Kunstgeschichtliches Seminar der
Universität Hamburg,
Edmund-Siemers-Allee 1, 20146 Hamburg,
warnke@kunstgeschichte.uni-hamburg.de